

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

68 (30.8.1849)

Die Franzosen in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Anastase Voss, die gefürbete Dichterin, hatte mit ihrem Freunde und ihrer Pflegetochter eine Zuflucht in einem jener abgelegenen Höfe gefunden, welche der Aufenthaltsort mancher Unbemittelten in der großen Hauptstadt zu seyn pflegen. Da der bedrängten Familie nicht Zeit gelassen worden war, ihr Hausgeräth mit sich zu nehmen, so begannen bald die drückendsten Entbehrungen sich bei ihr fühlbar zu machen. Anfänglich versorgte die Mildbthätigkeit des bejahrten Paares, welches auf Edgars Bitten ihr den obern Theil des Hauses eingeräumt hatte, sie mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens, und auch Rosaline suchte, so weit ihr dies bei der ziemlich bedeutenden Entfernung des Catharinenkirchhofes möglich war, ihnen Kleider und Lebensmittel zuzuführen, die Edgars Mutter auf ihre Bitten gern mit freundlicher Wohlthätigkeit der werthgehaltenen Verwandtin spendete. Endlich aber, als der in Hamburg herrschende Nothstand statt, wie man gehofft hatte, ein baldiges Ende zu nehmen, immer höher stieg und durchaus keine Aussicht auf eine nahe Aenderung der Dinge bot, als die Theuerung und der Mangel sich noch unendlich vermehrte, mußten diese Spenden seltener werden und zuletzt, als auch die Familie Holban aus ihrer bisherigen Wohnung vertrieben wurde und selbst mit vermehrten Entbehrungen zu kämpfen hatte, ganz aufhören.

„Hast Du noch etwas von dem schwarzen Brode, welches Du gestern für meine Schuhe eintauschtest, mein Kind?“ — fragte Madame Voss Julie, indem sie den Blick von dem schmalen Fenster abwandte, welches eine engbegrenzte Aussicht von der Bodenkammer aus, in der sie sich befanden, auf den kleinen Hofraum bot, der die Vorderseite der Wohnung einschloß.

„Es ist noch eine mäßige Rinde da, die ich heute Morgen zurückgelegt habe,“ entgegnete Julie, indem sie die Thür eines grobgearbeiteten Schrankes öffnete und den karglichen Inhalt musterte.

„Und wenn wir auch sie verzehrt haben werden?“ — fragte ihre Pflegemutter noch einmal, die ihre frühere, pathetische Redeweise vergessen und mit derjenigen gewöhnlicher Sterblichen vertauscht hatte. Die immer etwas harten Züge der gekündeten Dichterin waren durch die Gemüthsbewegungen und das leibliche Elend der letzten Zeit noch bedeutend spitziger und magerer geworden, so wie zugleich ihre sonst so gewählte aus zarten Farben und Stoffen gebildete Toilette in einem gänzlich abgeschabten, dunkeln Kleide bestand, dessen häufige, im Drange des Kummers erlittene Risse Julie versucht hatte, durch zahllose Nadelstiche zu verbessern.

„Ich weiß nirgends Brod oder sonstige Lebensmittel mehr zu bekommen,“ entgegnete Julie, „denn Niemand hat mehr dergleichen zu verkaufen.“

Onophrius Grünspecht, welcher der dritte Anwesende in der ärmlichen Zelle war und sich auf einem Stuhl unfern des Ofens, dem jedoch jede Spur von Wärme fehlte, befand, schüttelte mit seiner gewöhnlichen, grandiosen Würde das Haupt, die ihn selbst hier unter diesen, menschliche Erhabenheit so sehr beeinträchtigenden Umständen nicht verließ.

„Zwar ist es,“ hob er in gemessenem Tone an, „nicht angenehm, von der Gnade Anderer zu erbitten, was zum Leben nöthig ist, allein außergewöhnliche Umstände rechtfertigen eine extraordinäre Handlungsweise. Könntest Du, gutes Kind, nicht heimlich zu unsern Freunden gehen und sie um einige milde Gaben für uns bitten? Sage dabei, wir wollten ihnen diese Gutthaten überschwänglich vergelten, wenn Alles zur Ruhe und Ordnung hier zurückgekehrt ist.“

„Ach, dies ist längst schon von mir geschehen,“ rief Julie verzweiflungsvoll, „und ich habe der mitleidigen Spenden schon manche von Freunden und Bekannten erhalten. Aber kaum wage ich es, mich häufig jetzt mehr auf der Straße sehen zu lassen und durch mein Gehen und Kommen hier Verdacht zu erregen. Auch weiß ich Niemanden mehr, den ich ansprechen könnte, denn Alle haben mir gesagt, sie müßten die wenigen Lebensmittel behalten, die sie noch besäßen, da der Mangel sich sonst auch bei ihnen einstellen würde. Seitdem die gute Rosaline uns keine Labung mehr bringen kann, scheint es, als wenn auch der letzte Segen von uns gewichen ist.“

Herr Grünspecht wiegte noch einmal nachdenklich das Haupt, welches unter den Drangsalen der Zeit auch das Unglück erlebt hatte, die Herde des Puders entbehren zu müssen.

„Wer hätte es denken sollen,“ sprach er mit dem gewöhnlichen, gemessenen Tone seiner Stimme, „daß dieses fremdländische Frauenzimmer solche löbliche Intentionen für uns haben würde. Hat uns hier Speise und Trank zugeführt, so weit sie es irgend unter ihren Kleidern mit sich schleppen konnte. Sogar Kleider und Wäsche für Julchen hat sie gebracht, und selbige fast ganz neu angethan.“

„Und was meinst Du, wie sollen wir es machen, um morgen Brod zu bekommen, damit wir dem Hunger nicht erliegen?“ fragte Anastase Julie.

„Ich habe,“ entgegnete Julie, „noch den warmen Rest, den Rosaline mir neulich brachte; ich würde für ihn außer dem Brode auch noch einige Kartoffeln bekommen, so daß Du für die nächsten Tage nicht darben sollst, liebe Mutter.“

„Aber Du hast dann gar keinen Schutz mehr gegen die Kälte,“ nahm diese nach einer Pause noch einmal das Wort, indem ihre Stimme zitterte, „es wird Dich frieren.“

„Frost ist eher zu ertragen als Hunger,“ entgegnete Julie gedämpft.

Eine bange Pause trat ein. Endlich brach Anastase in Thränen aus. Trotz der verschiedenen, originellen Lächerlichkeiten ihres Charakters besaß sie im Grunde eine weiche Seele, die gleich offen dem Mitgefühl für fremde Leiden war, wie sie stark und gelassen in der Ertragung eignen Ungemachs sich zu zeigen pflegte. Zum Erstenmale in der nun schon so langen Zeit der ertragenen Bedrängnisse erlag ihre Standhaftigkeit bei dem Gedanken an die vermehrten Unbehaglichkeiten, die ihr geliebtes Pflegekind treffen würden. Sie ging auf sie zu und umarmte sie.

„Armes Kind!“ rief sie schmerzlich, „einst versprach ich Deiner sterbenden Mutter, für Dich zu sorgen wie für meine Tochter — schlecht erfüllte ich jetzt mein Gelübde — nicht einmal vor Kälte und Hunger kann ich Dich schützen!“

Diese Worte wurden durch ein selbes Pochen an der Thür unterbrochen. Julie entwand sich den Armen ihrer Mutter und öffnete. Ein französischer Soldat trat ein. Mit Erstaunen erkannte sie Wellborns Jüde.

Dieser war früher ein eifriger Bewerber um Julies Gunst gewesen, welche er, als ein Freund und häufiger Gast Edgars, in dem Hause der Eltern des Letztern kennen gelernt hatte. Da indessen dem angehenden Commis, Herrn Karl Wellborn, zwar große Gutmüthigkeit und eine heitere, fast immer sich gleichbleibende Laune, keineswegs aber außerordentliche Geistesfähigkeiten und schwere Reichthümer zugeschrieben wurden, zugleich sehr Keuseseres, obgleich immer den Stempel der Fröhlichkeit und Herzensgüte tragend, nur mäßig hübsch zu nennen war, so nahm Julie Allberg zwar seine Aufmerksamkeit mit der ihr im Umgange mit Männern eigenthümlichen, reizenden Koketterie auf, gab indessen augenscheinlich Edgar den Vorzug.

„Ich glaubte,“ nahm Wellborn bei seinem Eintritte das Wort, „bei meinem Auszuge aus der Stadt in wenigen Wochen mit den Truppen der Allirten als einer der Befreier zurückkehren zu können. Dies hat nicht seyn sollen. So habe ich denn unter dieser Vermummung mich zurückgeschlichen, um, wenn ich das Uebel nicht ganz von Ihnen wenden konnte, Ihnen wenigstens es ertragen zu helfen.“

Julie reichte ihm, gerührt von dem theilnehmenden, treuherzigen Ausdrucke seiner Miene die Hand und machte ihm in kurzen Worten eine Schilderung der erlittenen Drangsale und des gegenwärtigen Elends, welche ihre schmalen, blassen Wangen bestätigten. Eine Thräne schimmerte bei ihrer lebendigen Darstellung in seinen hellblauen Augen.

„So bin ich zur rechten Zeit gekommen,“ versetzte er, als sie geendet. „Ich habe diese Uniform als Verkleidung angelegt, aber sie soll mir ferneren Nutzen stiften. Ich werde mich in die so schrecklich gelichteten Reihen der holländischen Truppen aufnehmen lassen für die Zeit, die sie hier noch bleiben werden und wenn ich auch weder Reichthum noch Wohlleben Ihnen verschaffen kann, so wird wenigstens die large Erbhung an Geld und Lebensmitteln, die ich mit Ihnen theilen werde, hinreichen, Sie vor dem Hungertode zu schützen.“

Julie, stets gewohnt, jeder gutmüthigen oder tadelnswerthen Regung des Herzens sogleich nachzugeben, warf sich tiefgerührt in die Arme des beglückten Jünglings. So redende Beweise der treuesten Anhänglichkeit hatten ihr weder Dufresne noch Edgar jemals gegeben. Anastasie Voss aber, mit geheimer Freude eine Veranlassung zu spätern, unzähligen Jubelgeschichten vor sich sehend, trat herzu und legte mit feierlichem Pathos ihre Hände auf die Häupter des vereinigten Paares, während Onophrius Grünspecht, wichtig den Kopf wiegend, murmelte:

„Wer hätte gedacht, daß sich aus Hunger und Frost und Jammer solcherlei Herzensgefühle entwickeln würden? — Es kommt hienieden Alles ganz anders als man denkt!“

Kurze Zeit nur hatte Edgar Holdan seine ärztliche Thätigkeit auch auf die Besorgung des in seiner früheren Wohnung eingerichteten Lazareths ausgedehnt, als seinen Eltern, die ihn in einigen Tagen nicht gesehen hatten, die Schreckensbotschaft wurde, daß er das Schicksal der Meisten theile, die in den Lazarethen zu Diensten irgend einer Art gebraucht wurden, und selbst vom Lazarethstüber ergriffen, seit einigen Tagen schwer darniederliege. Es habe sich sein Zustand sogleich so sehr verschlimmert, daß es nicht möglich sei, ihn fortzuschaffen, sondern daß er im Hospital bleiben und dort seine Genesung erwarten müsse.

Nur zu gut kannten die Eltern Edgars die schreckvolle Bedeutung dieser Nachricht, und Vater und Mutter

äußerten daher, jedes in seiner Art, trostlosen Jammer, wie schmerzenvolle Ergebung bei derselben.

Mit ernstem Schweigen hatte Rosaline den Kummerausbrüchen des bejahrten Paares zugehört. Jetzt erhob sie sich und faßte die Hand der Mutter.

„Ihr Sohn,“ sagte sie, „bedarf der Pflege. Ich werde meinen Aufenthalt in dem Hospitale nehmen und mich der Sorge für seine Herstellung widmen, so weit dies irgend in meinen Kräften stehen wird.“

Ueberrascht blickte die Pastorin sie an. Das Erstaunen über diese Handlung unendlicher Aufopferung benahm ihr die Worte.

„Und bedenken Sie,“ sprach der Pastor nach einer Weile, „daß Sie sich bei diesem Schritte der gewissen Todesgefahr aussetzen? Wenige nur kehren von dem Dienst in den Hospitälern zurück, ohne nicht auch von der tödtlichen Krankheit angesteckt zu seyn.“

„Mein Leben,“ sprach Rosaline mit trübem Lächeln, „hat wenig Werth für mich. Lassen Sie mich es wagen — vielleicht kann ich mit Gottes Beistand Ihrem Sohne einige Hilfe bringen.“

Der Prediger schien tiefbewegt. Endlich trat er zu Rosalinen und legte die Hand auf ihren Kopf.

„Sehe mit Gott, meine Tochter!“ sagte er feierlich, „der Herr wird mit Dir und unserm Liebtinge seyn und Eure Häupter beschützen!“

Sie sank auf die Knie und brach in Thränen aus.

„Dank Dir, mein Vater, für diese Worte,“ rief sie ergriffen, „lange hat mein Haupt der Segnung eines Freundes entbehrt! Sie wird mich stärken in dem schweren Werke, das ich übernehmen will!“

Eine Deute des verzehrenden Fiebers lag Edgar auf seinem Schmerzenslager, worauf er in einem der kleinern Gemächer des Hauses gebetet war, fast jeder Labung, fast jeder Fürsorge entbehrend. Da gewahrte er inmitten seiner wüsten Träume eine hohe Gestalt, die den Schweiß von seiner brennenden Stirn trocknete, die sein vorwirren Phantasten überreiztes Haupt emporhob und es sanft und weich in ihren Armen hielt oder es auf den gelüfteten Kissen betete. Sie erquickte seine lechzenden Lippen mit kühlendem Labetränke, sie stützte seine von der Wuth der Krankheit gelähmten, gebrochenen Glieder, wenn er sich emporrichtete; sie verschonte das grelle Licht des hereinströmenden Tages vor seinen umflorten Augen, sie hielt jedes Geräusch von seinen überreizten Nerven fern, so weit dies irgend in ihren Kräften stand; sie durchwachte die Nächte, sie verbrachte die Tage an seinem Bette — sie war ihm Alles, was ein sorgsames, aufopferndes Weib einem todtkranken Manne seyn kann — ein Engel des Trostes und der Barmherzigkeit!

Edgar zeigte weder Ueberraschung noch Bewunderung über ihr Erscheinen. Wie es oft in heftigen Krankheiten geschieht, so hatte seine Seele die Fähigkeit für einen Theil jener Eindrücke verloren, die in der Zeit der Gesundheit und Kraftfülle sie oft verlegend oder begünstigend berühren. Es war ihm nur die Erinnerung geblieben, daß Rosaline ihm als sein Weib durch einen Priester verbunden und daß er seit Wochen schon an ihre Gesellschaft gewöhnt sei. Alle übrigen Umstände, die sich an diese Verhältnisse knüpften, waren seinem Gedächtnisse entschwunden; ihre Gegenwart war ihm unendlich wohlthuend; er hatte das beständige Gefühl, daß er ohne sie rettungslos dem Orabe verfallen seyn würde; er nahm ihre Hülfsleistung wie eine Sache an, die sich von selbst verstände und sprach zu ihr in den zärtlichen und freundlichen Ausdrücken, wie sie ein glücklicher Gatte an eine geliebte Frau zu richten pflegt.

Endlich war die Nacht herangebrochen, welche von dem

Arzte, der, wenn auch selten, so doch zuweilen, seinen Fuß in das Krankenzimmer Edgars setzte, als die Krisis war bezeichnet worden, die über das Leben des Kranken entscheiden sollte. In unruhigem, fieberhaften Schlummer lag Edgar, das bleiche Haupt in die Kissen zurückgesunken. Rosaline lag auf den Knien vor seinem Bette, hielt seine brennende Hand in der ihrigen und bewachte seine schweren Athemzüge. Die Mitternachtsstunde schlug. Plötzlich richtete er sich auf ohne die Hilfe Rosalines, wie er dies in mehreren Tagen nicht gethan hatte und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Wie ist mir doch,“ sagte er leise, indem er das erloschene Auge auf Rosaline richtete, „heute ist die Nacht, in der ich sterben soll — ich hörte es, wie der Arzt gestern mit Dir darüber sprach.“

„Edgar!“ rief Rosaline mit ersticker Stimme, indem ihre Thränen hervorbrachen, „Du wirst nicht sterben, Du wirst mich nicht der Verzweiflung zum Raube hier zurücklassen!“

Er schüttelte traurig das Haupt.

„Ich weiß jetzt Alles,“ nahm er leise das Wort wieder, „Du haßest, Du verabscheust mich, weil das tyrannische Nachtwort des Marschalls Dich Deinem früheren Selbstentriß und Dich an meine Seite schiedete — und ich — ich wollte Dich nicht lieben, weil man mir gesagt hatte, Du seiest die Maitresse seines Ressen, des Comte d'Alville, gewesen!“

„O nein, nein! Nimm wenigstens diesen Verdacht nicht mit in die Ewigkeit hinaüber!“ rief Rosaline leidenschaftlich, von Entsetzen ergriffen. „Der Comte d'Alville verfolgte mich Jahrelang mit seinen schwärmlichen Liebesanträgen, allein ich wies sie kalt und schüchtern von mir. Der Marschall legte mir die Ehorheit seines Ressen zur Last, die ich nicht verschuldet hatte, und wollte ihr ein gewaltsames Ende machen — daher die forcirte Trauung!“

Sie hielt einen Augenblick inne, da ihr die heftige Aufregung die Sprache raubte. Dann fuhr sie fort:

„Er erreichte seinen Zweck durch dies rasche Mittel. Ich habe jede Verbindung mit d'Alville, die mir längst eine Qual war, seitdem abgebrochen. Er ist in Frankreich geblieben und wird meiner unter den Töchtern seines Landes, im raschen Wechsel des Kriegslebens, längst vergessen haben.“

„O, habe Dank für dies Wort,“ hauchte Edgar zurücksinkend, „so darf ich Dich ohne Vorwurf lieben! Dufresne — Julie — sie haben mich schwärmlich behandelt — ich habe die flatterhafte Thörin vergessen und das Andenken an sie aus meinem Herzen gerissen. Versprich mir, daß Du bei mir aushalten willst bis zum Tode!“

„Ja, ja, ich verlasse Dich nicht, ich werde bei Dir bleiben!“ rief Rosaline heftig, indem sie ihr Antlitz in die Decken des Bettes begrub. (Schluß folgt.)

In Baden im August 1849.

Wenn auch des Krieges wild' Getümmel
Durchtobte Badens schöne Flur,
Verblieb ihm doch der alte Himmel,
Die alte herrliche Natur.
Die Sonne strahlt, die Lerche singet,
Und sorglos über's Rosenhag
Der bunte Falter leicht sich schwinget,
Kostt dräben auch der Trommeln Schlag.
Und wo die Menschen selbst sich fangen,
Die Wächse knallt in blut'ger Schlacht
Da ruht das Reh mit minderm Bangen
In seines Waldes grüner Nacht.

Natur, Natur läßt sich nicht beugen,
Und der Kanone tollster Schall
Bringt, kam die Sangzeit, nicht zum Schweigen
Im Mondenschein die Nachtigall.
Es führet Krieg kein Baum mit Bäumen,
Der Mensch im Wahn mit Menschen nur,
Und rast er in den tollsten Träumen,
Schafft um ihn ruhig die Natur.

Justinus Kerner.

Miscellen.

× Folgende höchst merkwürdige Vision theilt Dr. Justinus Kerner in dem kürzlich erschienenen 3. Hefte (Bd. 4) seines „Magikon“ mit: „Eine Frau aus Frankfurt, die in Folge besonderer Nervenbeschaffenheit oder einer ihr angeborenen Anlage schon öfters Vorgesichte und voraus sagende Träume hatte, schrieb mir unter dem 19. Oktober 1848 unter Anderem Folgendes: Am Ende Augusts ging ich im Finstern in eines meiner Zimmer, hatte aber, wie ich Sie versichere, keine Gedanken an irgend etwas Politisches und am wenigsten an jene Person. Da sah ich auf einmal das Brustbild eines wunderschönen jungen Mannes vor mir mit aschblonden Haaren (blond cendré, wie es die Franzosen nennen). Sein Gesicht, sogar die Lippen, waren leichenfarb, jedoch bewegte er einige Mal den Kopf. Im Augenblick lag die Leiche eines unserer Reichstagsabgeordneten quer vor ihm; der entblühte Hals hatte eine Wunde, jedoch vom Blute gesäubert. Die Wunde war gelblich fett und erregte mir Ekel. Dieses Gesicht hielt beinahe fünf Minuten an, dann war es plötzlich verschwunden. Das Angesicht des jungen Mannes hatte keinen Bart, das Alter schätze ich auf 28 bis 30 Jahre. Was überhaupt der junge Mann bedeuten soll, weiß ich nicht. War es eine Anklage von einem bereits Verstorbenen gegen den Deputirten, oder war derselbe durch dessen Angabe, oder durch ihn selbst ermordet? Lichnowsky's Bild, den ich wohl kannte, war es nicht, dieser hatte auch, meine ich, braune Haare, das weiß ich aber, daß sie auf einander Bezug haben mußten. Den Namen des getödteten Reichstagsgeankten habe ich, in ein Extrablättchen versiegelt, diesem Briefe beigelegt, bitte Sie aber, es nicht zu entseignen, bis ich es Ihnen schreibe.“ Der Name war — Robert Blum.

× Durch den eben beendigten badischen Krieg hat das Lußschloß „Favorite“, das in der letzten Zeit das Hauptquartier des Prinzen von Preußen war, eine gewisse Bedeutung erhalten. Es wurde von der Wittve des Türkenbezwingers, Ludwig Wilhelm, der lebenslustigen Markgräfin Sibylle Auguste, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts erbaut. Im überladenen, bizarr-luxuriösen Styl der damaligen Zeit gebaut, liegt das ein Viereck mit Vorsprüngen bildende Schloß in einem schönen Eichenhain, der auch viele Bäume und Sträucher fremder Zonen in sich faßt, Rückwärts reihen sich Arkaden an, deren Pfeiler von äppig wucherndem wildem Wein umrankt sind. Wo einst die Keiserröcke der Hofdamen den Boden berührten, wo die süßen Hofherren sich bemühten, im feinsten Französisch möglichst geistreiche Albernheiten zu sagen, sehen wir jetzt die Püchelhauben märkischer Landwehrmänner, die Weib und Kind, Haus und Hof verlassen haben, um ihre armen geplagten süddeutschen Brüder von der „Freiheit“ zu befreien. Das Gemach mit seltenen künstlichen Blumen, Vögeln und Fischen im bunten Durcheinander verziert, oder das chinesische Zimmer mit barocken Pagoden und tausenderlei seltsamen Sachen und Säckelchen aus dem Reiche der Mitte ausstaffet, oder jene Zimmer, von denen eines ganz mit Spiegeln

ausgelegt, das andere mit jetzt freilich verbliebenen Stücken von der Hand der Frau Markgräfin Sibylle und ihrer Hofdamen verziert ist; das Alles kann unsere Aufmerksamkeit nicht mehr recht in Anspruch nehmen, aber die Damen durchwandern doch noch gern den Saal, in welchem die leichfertige Sibylle und ihr früh verstorbener heldenmüthiger Gemahl nicht weniger als zweiundsechzig Mal abkonterte sind in den verschiedenen Anzügen und Trachten ihrer vielen Maskenfeste, oder die große schöne Küche, die verschwenderisch und prachtwoll ausgestattet ist mit all' dem unendlich mannichfachen Bedarf an Gläsern, Tellern, Tassen, Aufsätzen, Küchengeräthen u. s. w. eines luxuriösen Hofes damaliger Zeit.

× Für was Alles doch in den Kirchen gebetet wird! Der Eine bittet um Regen, der Andere um Sonnenschein, Dieser um den günstigen Moment zur Abreise, Jener um den zur Rückkehr, und wie im Kleinen, so im Großen. In Wien wird fortwährend für den günstigen Erfolg der österreichischen Waffen und die endliche Unterdrückung des ungarischen Aufstandes gebetet; in Karlsruhe fand am 6. August in allen Kirchen ein feierliches Te Deum „zu Ehren des unterdrückten Aufstandes“ statt. Dagegen senden die Ungarn feurige Gebete zum Himmel empor, daß er sie endlich aus ihrer großen Bedrängniß befreien und ihrer gerechten Sache sich annehmen möge, und die unstat und unsicher umherirrenden deutschen Flüchtlinge betrauern ihr armes schönes Vaterland und beschwören den Herrn der Welt, ihm Erlösung zu senden. So wird dieser von allen Parteien bestürmt und mit frommen Interpellationen behelligt. Wer denkt dabei nicht an Veranger's launiges Gedicht: „Un jour le bon Dieu se mit à la fenêtre!“ Der liebe Gott kennt nach jenem Gedichte alle diese Leute, die ihn ansehen und besingen, kaum dem Namen nach, und erstaunt über die Dreistigkeit ihrer Anforderungen. Das himmlische Ministerium ist aber tolerant genug, die Sterblichen in ihrem Petitionsrecht nicht zu beeinträchtigen und sie in ihrem frommen Glauben nicht zu stören.

Maximitäten Kästlein.

○ Oberhofmeister. „Johann, ich hatte ihm gesagt, daß er Schlag 3 Uhr zu mir kommen sollte; jetzt ist es 3 Minuten über 3 Uhr. — Ich muß mir diese auffallende Unachtsamkeit alles Ernstes verbiten!“

Bediante Johann. „Wenn Ew. Excellenz sich allergnädigst überzeugen wollen, es schlägt erst in die sem Augenblicke drei.“

Oberhofmeister (verächtlich). „Ganz richtig, allein das ist die Stadtuhr. In meinem Hause richtet man sich aber schuldigermaßen nur nach der Schloßuhr, wonach zu achten.“

○ Hausherr. „Sie wollen ein Armuthszeugniß? Ich kann Ihnen keines geben.“

Wittwe. „Aber ich bitte, Sie haben der Frau Rätthin, die im ersten Stock wohnt und 900 Gulden Pension hat, auch ein Armuthszeugniß gegeben!“

Hausherr. „Die Frau Rätthin ist eine Parthei, die ihren Zins ordentlich bezahlt, und auf solche Partheien muß man schauen. Zahlen Sie ihren Zins zur rechten Zeit und Sie werden ebenfalls ein Armuthszeugniß erhalten.“

○ „Was hat denn Ihr Hund für ein besonderes Zeichen um?“

„Das ist kein Zeichen, das ist eine Rettungsmedaille, die er kürzlich erhalten hat.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Der Hund hat den Arzt vom Krankenbette seines Herrn weggebissen, und ihm dadurch das Leben gerettet.“

○ Gute Beweisführung. „Da schreien's allaweil von dem

Vorzügen und von dem Glück von ana Rebablik! Ja, sag' i, waa schon recht!! — Fragen Sie amal, ob de alten Grieche da und de alten Römer übereinand glücklich gewesen san mit ihra Rebablik! — Na, — sag i Ihna, net san sie's gewesen, und wenn mir's de alten Grieche und Römer selba sageten!! — Fragen Sie amal die heutigen Franzusen da und die Schweizer und die Nordameriganer, ob s' ebban aa glücklich san mit ihra Rebablik! — Na, sag' i, — net san s' glücklich, sag i! — Und wenn das ganze Frankreich, die ganze Schweiz und das ganz Nordameriganer Gindel Ja. saget, — so sag' i halt doch allaweil Na und noch amal Na!! — Die Leut da belüege sich nur selba, wenns Ja sage' — oder sie sagn's aus purer, nacketer Verzeiwung!!! —“

○ Ein gebesserter Verbrecher. „Ich verspreche Ihnen, Herr Richter, wenn Sie milde mit mir verfahren, mich zu bessern,“ sagte ein Dieb vor Gericht. Das Versprechen bestimmte den Richter, einen milden Spruch zu thun. „Der Henker soll mich holen,“ sagte der Freigelassene, „wenn der alte Kerl da nicht eine gute Haut ist. Ich muß ihm etwas schenken.“ Den andern Tag empfing der Richter von unbekannter Hand eine goldene Uhr zugesandt, die ihm vor zwei Jahren gestohlen worden war.

Charade.

Erste Sylbe.

Es drängen sich Narren und Weise
Im Wettlaufe zu mir heran,
Damit ich sie tränke und speise,
Und führe auf ebener Bahn.
Der Glückliche fährt die Braut heim,
Sagt treffend das Sprichwort und wahr;
An jeglichem Junker von Krautheim
Bewährt es sich heute noch klar.
Auch ich falle selten dem Rechten
Und selten dem Würdigen zu.
Erschlichen von unnützen Rächten
Drückt mich aller Orten der Schuh.

Zweite Sylbe.

Ich trete auf, und eine Welt erzittert:
Oft scheu ich mich vor einem halben Schuh;
Mein Stun steht fest, wird durch nichts erschüttert:
Oft raubt das kleinste Weib mir meine Ruh.
Den Namen geben Zeit mir oder Frauen,
Am besten denke ich in hohem Stun:
Dann kannst du wie auf Felsen auf mich bauen,
Dann erst bin ich vollkommen, wer ich bin.

Dritte Sylbe.

Dreit im hohen Polsterstuhle
Dehnt er sich und raucht Tabak.
Seine Werkstatt ist sein Thale,
Und sein erster Rath — sein Sack.
Auf der Sitze ernste Falten
Schnaubt er dich gewaltig an,
Willst du's ihm entgegenhalten,
Wenn er Unrecht dir gethan.
Willst du mit ihm Kirschchen essen,
Halte deine Nase fern;
Widerspruch heißt er vermesen,
Aber Silber steht er gern.
In dem alten Lande Schwaben
Hat er einst gar streng regiert;
Doch sie haben ihn begraben,
Und sein Regiment auktirt.

Waldbrem's, 1849.

Heinrich Hoffmann.

Auflösung des Räthfels in No. 67:

Volkmacht.